

Don Martinez de los Heroes.

Erzählung von Waldimir Belttschiff.

Er war in Rosario de Santa Fe eingestiegen. Daß er kein Argentinier war, hatte ich mit dem ersten Blick erkannt, sonst aber war ich nicht im Klaren über ihn.

„Eine Stunde später hatte er sich am langweiligen Paranaström und den nicht weniger öden Sümpfen der Pampas satt gesehen und wandte sich an mich: „Don Martinez de los Heroes“.

„Haben Sie denn keine Lieben zurückgelassen, Herr Hölbling?“ — Aus Don Martinez de los Heroes war ein Währinger Hölbling geworden.

„Reine Lieben? Wie man's nimmt. Verwandte keine, aber doch jemand, an den ich immer denken muß.“ — Er nahm den breitrandigen Hut ab, strich sich über die Stirn und erzählte immer zu, ohne daß ich ihn zu unterbrechen wagte.

„Es war eine eigenthümliche Sache. Ich hatte eine kleine Stube inne — ein Kabinett, wie man in Wien sagt, und daneben, auf demselben Hausflur wohnte eine Frau Glatter mit Tochter. Zwischen Thür und Angel machten wir Bekanntschaft...“

„Was ich zu erzählen wußte, klang den Frauen ungemein neu und interessant. Sie waren nicht über Litz hinaus gekommen, ich aber in's Innere Afrikas, nach Transvaal. Wer da geritten ist, am Bombest getränkt hat, in Italien geschwärmt und in Monaco gespielt — mit einem Wort ein Allerweltschummer, der nirgends Ruhe und Rast fand, ein fahrender Gesell, der heute Diamantenhändler war und morgen Klavierstimmer, brauchte ja nicht zu prähen, um anziehend zu sein.“

„So oft es mir zum Bewußtsein kam, daß ich nun in einer Woche fort müßte, wurde mir zu Muth wie niemals früher. Vorher — wo ich auch gewesen war — so aut es mit ging — der Abschied war mir niemals schwer geworden. Jetzt — von Glatters gehen — weiß Gott, es wollte mir durchaus nicht in den Kopf.“

„Aber rasch vergingen auch die letzten acht Tage, und der letzte Abend des Besammens war da. Wie gewöhnlich war ich Nachmittags zu Glatters erschienen, und wir alle drei dann in ein Kaffeehaus. Man plauderte lustig drauf los. Am Abend lehrten wir heim. Ich setzte mich, wie allemal, in den breiten, bequemen Lehnstuhl zum Tisch, die Mutter mir gegenüber und Trude abseits, aber gerade noch im Lichtkreis der Hängelampe. Morgen früh fahre ich also, begann ich und hielt fast erschrocken inne — als könnte eine Erinnerung an die Abreise meine Galanterie verflüchten. Trude begegnete meinen irrenden Augen, sah aber gleich wieder weg und hielt sich den Kopf — er schien zu schmerzen. Ich dachte an die vergangene Woche, an die vielen vergnügten, verplauderten Stunden, an eine besonders, die ich mit der lieben kleinen Trude in der Küche verbracht hatte — und dachte, wie schön es wäre, wenn man doch eine Woche, einen Monat oder — gar den ganzen Winter da bleiben und schwagen dürfte... Abends am Ofen,

wenn der Regen so recht an die Fenster trommelt, vielleicht der Schneesturm braust. Wie nett das wäre! Und ich muß hinaus ins Unbestimmte. Das Gespräch wollte diesen Abend nicht recht ins Fluß kommen. Abschieds Stimmung — die war's, die nannte uns. Um doch etwas zu sagen, dankte ich Frau Glatter für diese liebe Aufnahme — doch auch das klang gepreßt, stotternd und albern. Dann sah ich Trude an. „Es ist vielleicht besser, daß ich gehe“, sagte ich mühsam fort. Plötzlich sprang Trude auf, ging in's Nebenzimmer und kam mit einer Geige zurück. Ich war überrascht, ich hatte nicht gewußt, daß sie musizierte. Sie sagte kein Wort, stellte sich mir gegenüber, sah mich fest an, und ich wieder sie. Was wird sie wohl spielen? Was wird sie spielen? fragte ich mich. Sie blickte zu Boden und wartete. Dann — mit einem Ruck schob sie die Geige an die Schulter — die ersten Töne, langgezogene, melancholisch — mein Gott! — Schumann's Trübsal! Mir lief es wie ein kalter Schauer über den Rücken. Die Saiten schwingen und klangen, und Trudes Augen bohrten sich in meine — schmerzlos und sonderbar... Ich war willenlos getnebelt. Die jarten Töne, das ewig wiederkehrende Motiv mit seinem schmeichelnden Singen und diese grünen, seltsamen Augen faszinierten mich. Aber ich verstand die Musik und das Räthsel dieser Augen.

Warum, warum mußte auch das noch über mich kommen? O, diese Trübsal! Wie viel vernarbte Wunden sie öffnete und durchwühlte! Ichretwegen, just ichretwegen war ich nach Afrika gegangen... und eines Weibes wegen, mit der ich einst vor vielen Jahren spielte! Was ist aus dieser Hela geworden? Längst verheiratet, glücklich natürlich. Und die andere, die ich dort unten in Johannesburg kennen gelernt habe? Wo war die? — Weiß Gott — vielleicht im Konzentrationslager oder unterm Rasen. Mein ganzes Leben zog an mir vorüber. Ein interessantes Leben hatte man mir oft gesagt, und ich hatte es geglaubt, — jetzt sah ich: es war ein verpufftes Leben. Trude hatte mich's gelehrt. Sie rief die Narben auf und schlug mir eine Wunde zu den alten, die viel, viel tiefer ging und heute noch nicht verheilt ist.

Sie wollen etwas sagen, Herr Mose? Sie wollen fragen, warum. Glauben Sie mir, ich war hoffnungslos in Wien, ich mußte fort, ich wäre Hungers gestorben. Doch lassen Sie mich fortfahren. Die Trübsal war also zu Ende. Wir alle schwiegen. Trude setzte sich auf ihren alten Platz und strich sich wieder über die Stirn. Es war spät geworden, ich fühlte, daß ich gehen müsse. Wozu auch bleiben? Wozu mich und die anderen quälen? Mit ein paar innigen Worten nahm ich von Frau Glatter Abschied, Trude geleitete mich bis zur Thür. Eine Weile standen wir da und stielten uns an den Händen fest. „Viel Glück — und leben Sie wohl“, sagte sie. Ich fragte mich zum letzten Mal: Muß es denn sein, muß es wirklich sein? — Leise und zitternd brachte ich noch hervor: „Dante Ihnen, Trude! Vergessen Sie mich — wir sehen uns wohl nie wieder.“ — Ich rief mich los und eilte meiner Stube zu. Irrte ich mich... oder war das wirklich unterdrücktes Weinen hinter mir? Aber ich sah mich nicht um.

Früh am nächsten Morgen trat ich aus dem Haus und blickte zu ihren Fenstern auf. Sie sah heraus. Wir winkten uns Grüße zu, die Pferde zogen an, es ging hinaus in's Fremde, in's Unbestimmte. „Sehen Sie, das ist die Geschichte von meinem Lieben in Wien.“ „Und Sie haben nie etwas von sich hören lassen, Sennor?“ „Nie. — Ein Mensch wie ich darf keine Heimath haben.“

Eine junge Köchin war frisch vom Lande gekommen und hatte ihren ersten Dienst in der Stadt angenommen. Sie verstand ihr Fach sehr gut, hatte aber noch nie einen Gasthörer gesehen. Ihre Herrin ging deswegen mit ihr in die Küche, um ihr zu zeigen wie der Kocher zu handhaben sei und zündete förmliche Klammern des großen Gasherdes an. Während sie noch mitten im Erklären war, wurde sie plötzlich abgerufen und sagte noch in's Hinausgehen: „Ach denke, Martha, du wirst nun wohl damit zurecht kommen!“ — Erst einige Tage später kam die Herrin wieder in das Reich der Küchenfee und ihre erste Frage war: „Nun, Martha, wie gefällt dir der Gasthörer?“ — „O, wundervoll, gnädige Frau!“ erwiderte das Mädchen. „Eine so schöne Kochmaschine habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Das Feuer, das Sie mir vor einigen Tagen anmachten, brennt jetzt noch und ist auch nicht einen Augenblick schwächer geworden.“

Die reichsten Frauen der Welt.

Der jüngst verstorbene „Diamantkönig“ Harry Barnato hat von seinem auf 50 Millionen Mark geschätzten Vermögen seiner Tochter außer einer Jahresrente den Betrag von 20 Millionen Mark vermach, nachdem er ihr schon bei ihrer Verheirathung mit Mr. Asher ein Vermögen in gleicher Höhe als Hochzeitsangebinde geschenkt hatte. Mit diesem Gesamtvermögen rückt Mrs. S. G. Asher in die Reihe der Frauen auf, die als die reichsten der Welt gelten. Den Rubin, die am meisten mit Glücks- gütern begabte Frau der Welt zu sein, nimmt noch immer Mrs. Betty Green in Anspruch, die als weiblicher Sonderling dieses und jenseits des großen Reiches bekannt ist. Das Vermögen, über das sie mit der Routine einer eider amerikanischen Geschäftsfrau verfügt, wird von Eingeweihten auf 280 bis 300 Millionen Mark geschätzt. Dicht hinter ihr folgt als zweitreichste Frau der Welt die Witwe inspanischen jedoch um zahlreiche Millionen zu Gunsten von Wohlthätigkeitsanstalten gekürzt hat. Die drittreichste Frau auf dem Erdball ist die Tochter Krupp's, Mrs. Anne Wightman Walker, die im Yankee- lande 160 Millionen „werth“ ist. Eine ähnlich große Zahl von Millionen muß Madame Crael, eine meritanische Industriemagnatin, besitzen, denn ihr jährliches Einkommen wird auf 20 Millionen Mark geschätzt. Die Marquise von Graham ist die reichste, in England geborene Frau; nach dem Tode ihres Vaters, des größten Herzogs von Hamilton, trat sie in den Genuss eines jährlichen Einkommens von 2 1/2 Millionen Mark. Die Herzogin von Norfolk erbt von ihrem Vater Mr. Dudgeon nicht weniger als 100 Millionen. Ungefähr die gleiche Summe nennt auch eine Kölnerin, Frau Dehlmann, ihr eigen, deren Name vor einigen Jahren aus Anlaß ihrer Verlobung mit dem Fürsten Honau an die Öffentlichkeit trat; diese Verlobung ging jedoch in die Brüche, weil die reiche Witwe aus dem Rheinland sich weigerte, die nicht unbedeutlichen Schulden des fürstlichen Bräutigams zu bezahlen. Zu den Reichsten unter den Reichsten zählt auch die Baronin v. Edhardtstein, die in jüngster Zeit infolge ihrer Eheverbindung mit dem früheren Legationssekretär an der deutschen Botschaft in London viel genannt wurde. Sie hat in diesem Jahr nach dem Tode ihres Vaters, des bekannten englischen Möbelindustriellen Sir John Blundell Maple, den zweiten Theil ihres Vermögens erhalten und erfreut sich jetzt einer Jahresrente von 1 1/2 Millionen Mark. Mit 50 Millionen Mark, die sie von ihrem Vater Mr. Vanderbilt erbt, schließt die jetzige Gräfin Schenkwi die Reihe der reichsten Frauen der Welt, soweit die Deffentlichkeit sie kennt. Es mag aber besonders unter den Fürstinnen der europäischen Aristokratie noch manche Frauen geben, die es, was die Größe ihres Reichthums anlangt, mit den weiblichen Nabobs im Lande des Sternendanners getroffen aufnehmen können.

Der „eiserne Friß“ gehorben. In Schmölln starb der Kriegsveteran Friedrich Meinhardt, gebürtig aus Dreußen — allgemein bekannt unter dem Namen „der eiserne Friß“, der sich im Feldzuge 1870—71 das Eisene Kreuz durch folgende That verdient hatte: Meinhardt stand auf Doppelposten, als eine Abtheilung von ungefähr 18 Mann auf ihn zukam. Er gab sofort einen Alarmschuss ab, streckte zwei Mann, die auf ihn losliefen, mit einem Schuß nieder und eröffnete mit dem anderen Manne des Postens Schnellfeuer auf die Abtheilung, die sich im Lauffschritt auf den Posten stürzte. Als die Feldwache zur Unterstützung herangekommen war, hatten die beiden bereits neun Mann getödtet oder verwundet, worauf der Feind die Flucht ergriff. Der Kaiser verlieh wenige Tage darauf dem Meinhardt das Eisene Kreuz für braves Verhalten auf Posten.

Eine sehr niedliche Geschichte: Andrew Carnegie's weis die englische Wochenschrift „M. A. P.“ zu erzählen. Sie handelt von einem harnidigen Junggesellen und einer alten Jungfer, die ganz gegen ihren Willen zu dieser Würde gekommen war. Die Beiden sigen in einem Concert. Der Junggeselle ist im äußersten Grade musikunverständlich, aber die Töne von Mendelssohn's Hochzeitsmarsch kommen ihm doch ziemlich bekannt vor. „Das scheint ein bekanntes Stück“, meint er zu dem Fräulein. „Ich bin in der klassischen Musik nicht sehr bewandert, aber das ist gut. Was ist es?“ Das Jungfräulein schlägt die Augen nieder. „Das“, flüstert sie verschämt, „das ist das Gebet der Jungfrau.“

Auch eine Gsparniß.

Das Bestreben, in einem Telegramm Worte zu sparen, ist dieser Tage einem Herrn aus Werbau sehr heuer zu sehen gekommen. Sächsishe Blätter berichten nämlich: Der Herr wollte am zweiten Weihnachtstertag einen Winterausflug nach dem Fichtelberg unternehmen und hatte sich zu diesem Zwecke beim Bergwirth Hiele telegraphisch einen Schlitten an den Zug bestellt. Er war nicht wenig erstaunt, als elf stattliche Schützen bei seiner Ankunft am Bahnhof hielten und doch wollte keiner den Fremden aufnehmen. Denn jeder Schlittenführer behauptete, sein Schlitten sei nicht für den Anstömmling, sondern für einen „Rasentransport“ bestimmt. Um so größer war daher das Erstaunen, als der Schwarm der Fremden verlaufen war und der Anstömmling sich den elf Hofsleutern allein gegenüber sah. Im feierlichen Zuge wurde er nun von ihnen eingeholt, während der sorgsam Bergwirth, der auf das erhaltene Telegramm mit vieler Mühe die elf Schlitten aufgetrieben hatte, bereits auf ein leeres Mahl der ihn noch überraschenden zahlreich Gäste bedacht war. Wie aber war er nur zu solcher Ergrung gekommen? Der Telegraph hatte die aufgegebene Depesche richtig übermittelt. Sie lautete wörtlich: „Bitte heute früh 11 Schlitten am Zug.“ Hätte der Abfender des Telegramms hinter die 11 das Wort Uhr eingekürzt, so war ein Irrthum ausgeschlossen. Das eine erparte Wort hat ihm also viel Unannehmlichkeiten bereitet.

Eine treue Zeile.

Im September l. J. berichtete man aus London, daß die 86jährige Miß Marianna Stammers das seltene Jubiläum ihres 70jährigen Dienstes als Kinderwärterin und als Haushälterin in der Familie des Bankiers Henry Hoare gefeiert habe. Bei dieser Gelegenheit habe eines der Urrentkinder der Familie Hoare mit vollem Rechte die Jubiläarin als die beste und treueste Seele auf der ganzen Welt bezeichnet. Aber diese brave Miß des englischen Dienstbotenstandes hatte auf dem Felde treuer, ausdauernder Dienstleistung eine Mitarbeiterin, die ihr nicht nur ebenbürtig, sondern noch voraus war, und zwar in Deutschland, in der guten alten Stadt Osnabrück. Dort und in weiter Umgegend war bekannt und angesehen die alte und doch so thätige „Meyers Hanne“, die man als Reunundachtzigjährige kurz vor Weihnachten zur letzten irdischen Ruhe bestattet hat. Sie hieß eigentlich Maria Anna Gildhaus, und trat nach ihrer Entlassung aus der Schule 1834 in Dienst bei der alten Osnabrücker Kaufmannsfamilie Karl Meyer; zunächst war sie als Kinderwärterin, später im Ladengeschäft thätig, und ist bis zu ihrem Tode in der Familie geblieben. Fast 75 Jahre hat dieses Zusammenarbeiten gedauert. Wenn man übrigens die Namen dieser beiden treuen Dienerrinnen vergleicht, so fällt sofort der gleiche Vorname in die Augen: Marianna — Maria Anna. Im Uebrigen scheint die langjährige Dienerin der obigen englischen Familie von deutscher Herkunft zu sein; der Name Marianna Stammers klingt jedenfalls durchaus deutsch.

Teils Rahe.

Kürzlich hatten sich, so berichtet das „Meißener Tageblatt“, in einer in der Nähe Meißens gelegenen Dorfschenke drei Jäger aus Dresden eingefunden, um ihrem Körper die tagsüber auf der Jagd entbehrte Nahrung zuzuführen. Die Herren ließen sich eine kräftige Portion kalten Pöbelbraten und ein paar Glas Wein vortrefflich schmecken. Daß aber der sie begleitende Jagdhund, der wohl denselben Weg drei- oder viermal gemacht hatte, ebenfalls einen anständigen Hunger verspürte, daran dachte von den Weidmännern zunächst keiner. Ein fanfter Rippenstoß, den das hungrige Thier seinem Herrn mit der Schnauze gab, brachte ihm nur ein „Psiu, tsch bich!“ ein. Verschüchtert troch „Tsch!“ zur Seite und bei einer passenden Gelegenheit zur Thür hinaus. Mit dem den Jagdhunden eigenen Spürsinn hatte er die Vorrathskammer der Wirthschaft bald ausgetastet, und da diese von der Wirthin offen gelassen worden war, hinderte das hungrige Bieh nichts, seinen knurrenden Magen zu füllen. Er wählte einen Schweinebraten und die Wogenwurst, die in kürzester Zeit bis auf einen kleinen Rest verzehrt wurde. Sich behaglich die Schnauze lehnend, war Tsch wieder in die Gaststube unter den Tisch zurückgekehrt, an dem die Jagdgenossen saßen, und fast wäre sein Streich nicht rechtzeitig an den Tag gekommen, wenn dem Wirth nicht gerade das behagliche Gebahren des erst so hungrigen Hundes aufgefallen wäre. So begab er sich in die Speisekammer, und dort gewahrte er, an was der Hund seinen Hunger gestillt hatte, und stellte den Betrag dafür dem nicht wenig überraschten Jäger in Rechnung, der wohl oder übel das kostspielige Hundefutter bezahlen mußte.

Ueber einen Minister als Schneeschipper

berichtet man aus London: Der englische Arbeitsminister John Burns, der selbst aus dem Arbeiterstande hervorgegangen ist, steht in dem Rufe, sich nie vor harter Arbeit gescheut zu haben, und wo es Noth thut, persönlich Hand mit anzulegen, stets dabei zu sein. Bei dem letzten Schneefall in London lag in Lavender Gardens, wo der Präsident des Local Office Board seinen Wohnsitz hat, eine mehrere Zoll hohe Schneedecke. Ungefähr um 7 Uhr Abends bemerkten die wenigen Fußgänger, die mühsam durch den Schnee stampften, wie zwei Herren und mehrere junge Burschen den Bürgersteig vor den Häusern säuberten. Trotz der arktischen Kälte und nur mit einem dunklen Ueberrock versehen, den Schutz des Paletots verschmähen, schwang John Burns mit den Arbeitern um die Wette seinen Besen und legte einen Zugang zu seinem Hause.

Die Herkunft des Cheds.

Der im modernen Geschäftsleben unentbehrlich gewordene Ched ist ein direkter Abstömmling — des Londoner Rebels, der bekanntermaßen die Häuser, Bagen und Menschen in der englischen Metropole zum Theil in seinen undurchdringlichen Schleier hüllte. Dieser Rebel erweist sich als verlässlicher Bundesgenosse der Diebeskunst, die es im Beginn des vorigen Jahrhunderts auf die Kassenbotten der Banken und arden Geschäfte abgesehen hatten. Die leidtragende Handelswelt sah sich Ansechts dieses allen Vorichtsmaßregeln trotzenen Raubwesens schließlich zur Selbsthilfe gezwungen. So erband man denn den Ched, der die unsichere Transportirung des Baargeldes erübrigte, so daß den Taschendieben das Handwerk auf die einfachste Weise gelegt wurde. Der Ched erfreute sich bald allgemeiner Beliebtheit und trat von England aus seinen Eroberungszug durch die Welt an.

Körpergröße europäischer Fürstinnen.

Daß Europas Herrscherinnen fast durchweg ihre Gatten an Körpergröße übertrauen, wird nicht allgemein bekannt sein. Der deutsche Kaiser ist allerdings nur wenig kleiner als die Kaiserin, dagegen überragt die Zarin ihren Gemahl bedeutend. Der König von Italien reicht der Königin Helena kaum bis an die Schulter, und die Königin von Spanien überragt Alfonso XIII. um einen halben Kopf. Gemäß ist der König von Dänemark nicht klein zu nennen, dennoch ist seine Gemahlin einige Centimeter größer als er. Nur zwei europäische Herrscher dürfen sich rühmen, um ein beträchtliches Stück größer zu sein als ihre Gattinnen. Es sind dies der König von Norwegen und der Fürst von Montenegro.

Die deutsche Invasion in England.

Unter diesem Namen ist in Deutschland ein Scherzartikel aus den Markt gekommen, der in allen Geschloffenen Gegenstand der Erbeiterung bildet. Es handelt sich um ein Bild in Postkartenformat, auf dem man einen Jepselbesson in voller Fahrt erblickt; darunter ist die englische Flotte auf hoher See. Mit Hilfe einer Cigarre, die man an das Papier bringt, wird eine Linie, die durch Schießpulver markirt ist, in Brand gesetzt. Das Ende ist die Explosion und das In die Luft-Sprengen eines Schiffes. Das kleine Bildchen affodirt die Deutschensucht der Engländer.

Trästlicher Zuspruch.

Klient: „Hören Sie, Herr Doktor, der Proceß zieht sich aber gewaltig in die Länge.“ Advokat: „Nur keine trüben Gedanken! Sie sind ein gesunder, rüstiger Mann, Sie werden das Ende schon noch erleben!“

Verständniß.

Herr, zu einem Bettler: „Wenn Sie auch 60 Jahre alt sind, da kann man doch noch arbeiten.“ Bettler: „Na, auf die alten Tage werd' ich damit nicht erst anfangen!“

Reigemäß.



Die Unschuld.

„Uma, warum haben Sie in meinem Zimmer so wenig eingeeigt? Das Thermometer zeigt ja nur acht Grad!“ Dienstmädchen: „Aber, Herr Professor, für das kleine Zimmer sind doch acht Grad auch genug!“

Verblümt.

„Nun, Männe, was sagst Du zu meinem ersten Gänsebraten?“ „Wohlthätig ist des Feuers Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht!“

Anderer Fall.

Dame: „Sie haben gewiß Ihren Mann recht gern, weil Sie so besorgt sind, daß er nicht zu viel trinkt?“ Arbeiterin: „Dös net, aber wissen's, wenn er an Raufsch hat, prügelt er mich immer.“

Wohlfahrt.

„Ihr Mann ist wohl diese Nacht spät nach Hause gekommen, Frau Nachbarin?“ „Warum meinen Sie das?“ „Ach dachte nur, weil Sie heute so heiser sind!“

Ein guter Kerl.

Richter: „Wie konnten Sie nur mit einem so liden Knüttel auf den schwedischen Mann losbauen?“ Angeklagter: „Es ist auch wahr, Herr Richter, das nächste Mal werd' ich einen dünneren nehmen.“

O, diese Kinder!

Bejud: „Sagen Sie, Frau Rätlin, wie tragen Sie eigentlich Nichts Ihr Haar?“ „Die kleine Elise: „Nacht's trägt Mama ihr Haar überhaupt nicht.“

Falsch verstanden.

Dame (zum Jungen): „Ei, hast du aber hübsche blaue Augen, dein Vater hat gewiß auch blaue Augen, nicht wahr?“ Junge: „Ja, aber nur manchmal.“

Trid.

„Nun, Herr Direktor, Ihre Versicherungsgesellschaft hat ja mit der neuen Frauenversicherung einen schönen Erfolg erzielt.“ „Ja, wir haben einen besonderen Tarif ausgearbeitet, bei dem es nicht nothwendig ist, das Alter anzugeben.“

Umschreibung.

Richter: „Also, Zeuge, sagen Sie die Wahrheit, halten Sie den Angeklagten des Diebstahls fähig?“ Zeuge: Herr Richter, ä sehr — ä schwere Frage!“ Richter: Ja, Sie müssen aber aus-sagen, also? Zeuge: Na, wie soll ich saen — wenn der Angeklagte möcht' sein allein in ä Zimmer, als ä Werthgegenstand möcht' ich dann nicht sein in aner offenen Lade.“

Im Gitter.

„Warte, du ungerathenes Kind, zur Strafe bekomst du nichts zu essen!“ „Ach habe sowieso keinen Hunger, Papa!“ „Was, keinen Hunger? Nun gerade sollst du zur Strafe essen!“

Wißwunderthum.

Geschäftsfräulein (zu dem stellasudenden Hausdiener): „Sie kennen also die Kundschaf — dann sind Sie mein Mann!“ Hausdiener (stotternd): „Entschuldigen Sie, Fräulein — heirathen wollte ich Sie aber eigentlch nicht!“

Auf beiden Seiten.

Prinzival: „Sie sind ein Rhinoceros, Müller!“ Hausrecht: „Das ist nicht sehr schmeidelhaft für mich!“ Prinzival: „Ne; für das Rhinoceros auch nicht!“

Bettlerfreiheit.

Herr (zu einem Bettler): Sie sind doch ein gesunder, kräftiger Mann, Sie könnten doch ganz gut arbeiten, wo doch Arbeit das Leben würtzt! Bettler: Ja, warum arbeiten Sie denn da nicht?

Unfischer.

Gatte (zur jungen Frau, die tocht): „Was wird das?“ Junge Frau: „Nach der Ansicht meiner Freundin, die eben da war, Vendenbraten!“

„Erlauben Sie 'mal, mein Lieber, wie kommen Sie auf die Idee, im Winter hier in den Bergen zu betteln?“ „O mei' — sind ja jetzt alle feinen Leut' da draußen!“